

Ihre Nonna kämpfte gegen Mussolini

Literatur Die Schweizer Autorin Zora del Buono hat einen Roman über ihre Grossmutter geschrieben. Die Kommunistin lebte in einer 23-Zimmer-Villa in Italien und starb in einem tristen Altersheim in Jugoslawien.

Alexandra Kedves

Vor kurzem ist sie, nach vier Monaten in Zürich, zurückgekehrt in die Stadt, die seit 1987 ihre zweite Heimat ist: Berlin. Zora del Buono wuchs in der Limmatstadt als «Zörl» auf und studierte als rote Zora an der ETH. Aber sie kennt die deutsche Kapitale wie ihre Westentasche. Schliesslich trug sie dort von 1990 bis 1995 als Bauleiterin und Entwurfsarchitektin dazu bei, die Nachwendemetropole zu gestalten – bevor sie mit dem Meeresbiologen Nikolaus Gelpke, mit dem sie in Zürich am Gymi die Schulbank gedrückt und in der Freizeit Töffli frisiert hatte, die Zeitschrift «Mare» gründete.

Trotzdem hat del Buono nun, nach ihrer Corona-Klausur in Zürich, ein wenig gefremdelt in der Spreestadt.

«Ich war schon überrascht, wie verwarlost hier jetzt alles wirkt», erzählt sie am Telefon. «Und dass man alle 100 Meter angebettelt wird. Dafür sieht man weniger Touristen. Alles ist unfassbar dreckig – ich muss achtgeben, dass mein Hund beim Spaziergang nicht in Scherben tritt. Die ersten Läden haben schliessen müssen, die Hostels sind zu, die Co-Working-Spaces leer. Corona hat die Stadt durchgeschüttelt.»

Auch die Berliner «Mare»-Redaktion musste in der letzten Juliwoche nach über 20 Jahren umziehen, sich verkleinern. Die Gentrifizierung hat den alten Standort erwischt; die Profitgier dominiert im Immobiliensektor. Immerhin wohnt Zora del Buono selbst weiterhin in ihrer angestammten, marxistisch durchwehten Vierer-WG. Aber die Fragilität von Heimat, wie sie sich auch im Verlust liebgeordneter Wohnungen und Häuser widerspiegelt, ist ihr Thema. Auch in ihrem neuen Roman «Die Marschallin».

Resolute Dame

Die titelgebende resolute Dame ist ihre Grossmutter väterlicherseits: Zora Del Buono. Das «del» schrieb die Familie damals bewusst gross, um sich von jeder adligen Attitüde abzugrenzen – Zora Del Buonos Sohn Manfredi dagegen, der Vater der Zürcher Autorin, entschied sich nach einem schwer desillusionierenden Aufenthalt in der kommunistischen Tschechoslowakei für die aristokratische Kleinschreibung.

Die Marschallin besass in ihrem bewegten Leben fünf Pässe und bewohnte unterschiedlichste Häuser: vom stattlichen Zuhause ihrer Kindheit in einem slowenischen Dorf über die Villa, die sie in der italienischen Stadt Bari für sich und ihre Familie entwarf – 23 Zimmer, 9 Bäder –, bis hin zum kalten Zimmer in einem tristen jugoslawischen Altersheim, in dem sie 1980 mit 84 Jahren starb.

Die Villa ist mittlerweile aber verkauft und zu einem Apartmentblock umfunktioniert. Keine Überraschung für die Wahlberliner Enkelin der Sippenregentin.

«Heimatverlust kann jeden treffen, wir vergessen das zu leicht», unterstreicht die Zora del



Romanière Zora del Buono in ihrer Wohnung in Berlin. Foto: Christian Beutler (Keystone)

Buono mit dem kleinen d. «Dass im Zweiten Weltkrieg eine Menge Europäer ins syrische Aleppo flohen, ist kaum im Bewusstsein. Dabei hat fast jeder Verwandte, Vorfahren, die einst flüchten oder sich jedenfalls in einem anderen Land eine Existenz aufbauen mussten», hält sie fest. Sie kümmert sich nicht nur um einen syrischen Jugendlichen, sondern auch um heimatlose Hunde.

Entsprechend setzt sich der Held ihres Debütromans, «Canitz' Verlangen» (2008), unter anderem mit der Flucht seiner Tante auseinander, die 1945 Westpreussen aus Angst vor

den Russen verlassen wollte – und ertrank. Für die Novelle «Gotthard» (2015) wiederum recherchierte die Autorin auf der Schweizer Monsterbaustelle und sprach dort mit ausländischen Beschäftigten; es waren viele.

Überhaupt sieht sich die Nonnensense-Frau mit den widerspenstigen Locken und dem Architekturdiplom – «es war die überwältigende Villa meiner Grossmutter, die mich zum Studium inspirierte» – als politische Schriftstellerin. «Die realen Verhältnisse sind die Basis und der Glutkern meiner Literatur.»

Ein historisches Panorama

Sie liebte es, Marx-Zitate auswendig zu lernen, und hasste es, auf ihre dreifache Mutterrolle reduziert zu werden: Zora Del Buono, gut situierte Arztgattin, ehrgeizige Intellektuelle, Learning-by-doing-Architektin – und Grossmutter der Schweizer Autorin Zora del Buono, die ihr nun einen Roman gewidmet hat.

Das Buch reisst ein historisches Panorama auf, das von den Isonzoschlachten zwischen Italien und Österreich-Ungarn im Ersten

Weltkrieg bis ins Jugoslawien der 80er-Jahre reicht.

Die Familien-Regentin sieht zu, wie ihre Sippe aufsteigt und fällt; wir blicken dabei auch auf die antifaschistischen Bewegungen in Italien zu Mussolinis Zeit, auf die Frustrationen engagierter Frauen und sexuell verklemmter Männer. Gleichzeitig wird ein dunkles Familiengeheimnis gelüftet: Sorgfältige Recherche und Spannungsdramaturgie verbinden sich in «Die Marschallin» gekonnt. (ked)

fredi del Buono, Radiologe wie sein Vater, starb bei einem Verkehrsunfall: Es ist einer der zahlreichen Unglücksfälle, welche die Familie heimsuchen wie ein Fluch.

Tatsächlich wird Zora del Buono im Lauf ihrer Spurensuche – in Italien, bei todkranken Zeitzeugen und Verwandten – feststellen, dass die Tito-Legende eher zur Fussnote schrumpft, während der Ausgangspunkt für die Serie der Katastrophen in den Fokus rückt. Es gibt in ihrer Sippe die Kenntnis über ein blutiges Verbrechen im Jahr 1948. Ein Parteigänger der Kommunisten raubte eine Bank aus und benutzte dabei eine Waffe, die er früher von Zora erhalten hatte. Aber die Del Buonos verschwiegen eisern, was sie wussten, und liessen auch zu, dass jemand anders der Tat bezichtigt wurde.

Schon um niemanden in Schwierigkeiten zu bringen, verfasste die Zürcherin darüber einen Roman und keine Reportage. «Aber ganz prinzipiell: Ich bin keine gute Journalistin, will das auch gar nicht sein. Natürlich habe ich einen digitalen Zettelkasten. Aber wenn ich schreiben, weiss ich, dass ich nur eine beschränkte Wahrheit wiedergeben kann, nämlich meine. Ich war nicht dabei.»

Doch sie nutze ihre dichterische Freiheit nicht bloss, um Leute zu schützen; der letzte Roman, «Hinter Büschen, an eine Hauswand gelehnt» (2016), speiste sich unübersehbar aus ihrem eigenen Leben. Aber die Fiktion gebe ihr die Freiheit, «die Dinge so zu drehen, dass ich genau das beleuchten kann, was mich an einer spezifischen Situation und Konstellation interessiert».

Geschichte(n) der Frauen

In «Die Marschallin» ist es die starke Frauenfigur mit einem wendigen, offenen Geist, die Mühe hatte mit der Mutterschaft – am Ende aber, gefangen in den Rollenerwartungen, nur als Matriarchin ihre Selbstwirksamkeit erleben konnte. Und die daher ihre drei Söhne stets unter ihrer Knute behielt, selbst als diese ausgezogen waren.

Als Manfredi noch am Leben war, rief «meine Grossmutter jeden Sonntag um 6 Uhr früh bei meinen Eltern in Zürich an. Jeden Sonntag.» Zora del Buonos Mutter, eine Aargauerin, war nicht begeistert. Sie zog ihre Tochter später allein gross.

Diese wird sich im nächsten Buch alleinstehenden Frauen in früherer Zeit widmen, «Fräuleins», «alten Jungfern». Eine solche, wie ein überflüssiges Möbelstück in der Familie herumgereichte Gestalt, dürr und schweigsam, gibts auch in «Die Marschallin». Die Wohnungen mögen flüchtig sein – aber die Familie hat ihre schreibende Nachfahrin im Griff.

Zora del Buono
Die Marschallin



C.H. Beck,
München 2020.
382 S., ca. 37 Fr.

Leser fragen

Kann die Mutter die beste Freundin sein?

«Meine Mutter ist meine beste Freundin»: Diesen Satz höre ich hin und wieder von – oft noch etwas jüngeren – Frauen. Was irritiert mich an dieser Aussage? Für mich ist meine Mutter meine Mutter und nicht meine beste Freundin. Aber vielleicht kann ein Mann das gar nie sagen, jüngere Frauen jedoch durchaus, ohne dass man auf deren Beziehungsebene Tochter/Freundin-Mutter etwas vermuten sollte, das in Schiefelage geraten wäre? U.V.

Lieber Herr V.

Ja, der Satz ist irritierend und wäre es aus dem Munde eines Mannes auch; genauso irritierend übrigens wie die Aussage eines jungen Mannes oder einer jungen Frau, ihr Vater sei ihr bester Freund.

Zunächst einmal zur Irritation. Diese entsteht, glaube ich, mit den Klischees, die einem dazu fast unwillkürlich einfallen: Töchter-Mami-«Best friends forever»-Kitsch; Mädelsabend-Seligkeit bei einem Gläschen Prosecco, bei dem man die Nachteile der jeweiligen Lovers durchhechelt oder das geteilte Shopping-Hobby. Das Ganze gibt es auch in einer maskulinen Variante (Sportkumpel-Seligkeit o.Ä.); gemischtgeschlechtliche Kinder-Eltern-Best-



Peter Schneider
Der Psychoanalytiker
beantwortet jeden
Mittwoch Fragen
zur Philosophie
des Alltagslebens.

Friendships sind wahrscheinlich seltener. Zu all diesen Klischees gibt es sicher ein paar real existierende Exemplare, die den Grusel rechtfertigen.

Jetzt aber zum Aber: Sind die wirklich so häufig? Oder nicht einfach nur Abschreck-Kopfkino, bevölkert von Figuren wie den Geissens? Vor zehn Jahren haben Andrea Schafroth und ich ein Erziehungsbuch («Cool Down») u.a. deshalb geschrieben, weil uns der damals neue und jetzt immer noch anhaltende autoritäre Wind auf den Wecker geht, der damals durch den Erziehungsdiskurs zu wehen begann. Dazu gehörte auch die Maxime, dass Eltern niemals Freunde, sondern eben Erzieher mit Mut zur Erziehung sein sollten.

Klar ist es schräg, wenn Mütter und Väter sich als die BFF ihrer Kinder (und umgekehrt) verstehen. Doch das heisst nicht, dass es nicht auch etwas Freundschaftliches in diesen Beziehungen geben kann, das zwar von anderer Art ist als die Freundschaft zu Gleichaltrigen, aber eben doch auch – freundschaftlich.

Was soll an der Zeit besser gewesen sein, als die Musik der Jungen von den Alten als «Negermusik» geschmäht wurde? Warum sollen Mütter und Töchter, Väter und Söhne sich nicht in ihrem Kleidungsstil ähneln? Mehr Durchlässigkeit zwischen den Generationen ist ja nicht gerade der Bruch des Inzesttabus und anschleimerischer Jugendwahn aufseiten der Eltern, sondern vielleicht nur ein Effekt von mehr Freund(schaft)lichkeit zwischen den Generationen.

Senden Sie uns Ihre Fragen an
gesellschaft@tages-anzeiger.ch